

Vorwort

Für mich entzieht sich das, was ich in diesem Buch tue, einer einfachen und eindeutigen Beschreibung. Nicht, dass ich nicht in der Lage wäre, darüber einfache Beschreibungen anzufertigen. Aber was helfen Formulierungen wie „Ökologisierung der Handlungstheorie“, „relationales Denken“, „Wende zur Sprachphilosophie und der Pragmatik der Sprache“, „Radikalisierung nach-metaphysischen Denkens“ oder „Begründung einer a-modernen Position“? Sie sind kurz und präzise, aber wer soll sich schon vor der Lektüre darunter etwas vorstellen können? Wer soll dadurch schon eine Idee der Relevanz meiner Ausführungen erhalten?

Bevor ich mit fachlich anspruchsvollen Erörterungen beginne und in der Einleitung eine detailliertere Vorschau auf den Inhalt anbiete, soll deshalb wenigstens das, womit ich mich befassen werde, durch drei einfache Fragen angedeutet werden:

- Was bedeutet es für das Zusammenleben der Menschen, dass die Menschen der Sprache fähig sind?
- Was bedeutet es für das Zusammenleben der Menschen, dass sie die Welt gemeinsam mit anderen Lebewesen und mit unbelebten Existenzen bevölkern?
- Wie lassen sich diese beiden Umstände angemessen in den sozialwissenschaftlichen Grundlagen berücksichtigen?

* * * * *

Humangeographie und Umweltsozialwissenschaften, an die ich mich mit diesem Buch richte, haben ein gemeinsames Problem: Sie passen nicht in die akademische Landschaft der Moderne. Diese beiden Forschungs- und Lehrbereiche widmen sich Themen, die sich nicht eindeutig einer Disziplin zuordnen lassen. Vor allem ihr Interesse an Sachverhalten, die zugleich den Natur- wie den Sozialwissenschaften zugerechnet werden, bringen sie immer

wieder in Schwierigkeiten. Im Prinzip stellen sich dieselben Schwierigkeiten bei fast allen sozial- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen ein, doch untergraben sie dort nicht das Vertrauen in die eigene Identität, weil sie als marginal betrachtet und auf diese Weise verharmlost werden können.

Auf lange Sicht zumindest, so meine Überzeugung, können sich weder die Geographie noch die Umweltsozialwissenschaften mit Verdrängungsstrategien begnügen, wenn sie sich als Wissenschaften – als kritisch reflektierte Weise des Erkenntnisgewinns – behaupten wollen. Wenn sie ihre Tradition weiterführen wollen und sich weiterhin dem Verhältnis von Mensch und Lebensraum oder dem Verhältnis von Gesellschaft und Umwelt (so wie dies bis anhin verstanden wurde) widmen wollen, dann müssen sie einen begründeten Umgang mit der Unterscheidung von Natur- und Sozialwissenschaften finden. Heute optiert die Geographie in der Regel dafür, sich in physische Geographie und Humangeographie zu spalten. Die Umweltsozialwissenschaften, die erst ein Forschungsfeld, aber noch keine institutionell verankerte Disziplin darstellen, tendieren nach meinen Beobachtungen eher dazu, sich zur Inter- oder Transdisziplinarität zu bekennen (vgl. Häberli et.al. 2000). In beiden Fällen wird die moderne Ordnung akzeptiert und damit implizit, aber performativ, die Möglichkeit der eigenen Einheit verworfen.

Das muss nicht so sein. Es ist nicht der Ausgangspunkt meiner Arbeiten, sondern ihr Ergebnis, eine andere Möglichkeit aufzeigen zu können. Eigentlich führt eine ausgesprochen simple Überlegung dahin. Sie setzt allerdings voraus, mit einigen liebgewordenen Selbstverständlichkeiten und Denkgewohnheiten zu brechen, und sie zieht weitreichende und schwerwiegende Konsequenzen nach sich. Die Überlegung ist folgende: Da die Unterscheidungen von Natur und Kultur bzw. von Natur- und Sozialwissenschaften nicht gottgegeben, sondern Produkte unserer Erkenntnisbemühungen sind, sind sie als geistige Instrumente der Bewältigung unseres Lebens zu betrachten. Natur und Kultur sind weder unveränderliche Koordinaten unserer Orientierung in der Welt, noch repräsentieren sie das einzig mögliche Koordinatensystem. Sie sind vielmehr Orientierungsweisen, die vor einem bestimmten Problemkontext entstanden sind und die sich eine Weile lang bewährt haben. Lebenslagen verändern sich, es treten neue Probleme auf, und die Zuständigkeit bzw. Nützlichkeit bekannter Kategorien wird in Frage gestellt. Kurz: Es kommt zu Orientierungsproblemen. Mit ihren Umwelt- und Technikproblemen ist die Moderne (und damit auch ihre Postmoderne) an diesem „Punkt“ angelangt. Die Probleme sind „disziplinübergreifend“ –

sagt man. Aber vielleicht ist auch die Einteilung der Disziplinen oder überhaupt die Art und Weise, wie wir Modernen die Welt einzuteilen gewohnt sind, problematisch? Vielleicht sollten wir den Mut aufbringen und sagen: „Also wie wir uns die Welt bisher vorgestellt haben, das war ja gut und recht. Es hat uns viel Schönes, aber mit der Zeit auch viel Ärgerliches beschert. Heute aber zweifeln wir an unseren Sehgewohnheiten, und wir befürchten, dass sie uns auf lange Zeit nicht mehr werden zufrieden stellen können. Weshalb also gehen wir nicht über die Bücher, um zu sehen, ob sich nicht vertrauenswürdiger Alternativen finden lassen?“

Dass dieses Vorhaben nicht nur möglich, sondern auch sinnvoll ist, dass sich durchaus Alternativen zu modernen Perspektiven aufzeigen lassen, und dass sich diese Perspektiven auch begründen lassen, das will ich mit diesem Buch aufzeigen. Für die Geographie und die Umweltwissenschaften springen dabei Grundlagen heraus, die sie dazu benutzen können, ihre Identität neu zu bestimmen. Es liegt mir fern, die Humangeographie oder die Umweltsozialwissenschaften eindeutig bestimmen zu wollen. Wie die Unterscheidung von Natur und Kultur, so erachte ich auch die Bestimmungen von Disziplinen und von allen anderen Entitäten, die unsere Welt bevölkern sollen, nur als Instrumente, mit denen wir unser Zusammenleben bewältigen wollen. Sie müssen sich im Rahmen einer Kommunikationsgemeinschaft herausbilden und sich für die Probleme einer Epoche bewähren. Was Humangeographie und Umweltsozialwissenschaften bedeuten mögen, das soll in der scientific community ausgehandelt werden und sich in der Organisation von Lehr- und Forschungsinstitutionen niederschlagen. Wenn meine Arbeit als wertvoller Beitrag zu diesem ständigen Prozess verstanden wird, nicht wenn mir Recht gegeben wird, sondern wenn meine Argumente ernst genommen werden, dann habe ich mein Ziel erreicht.

Ich habe schon angetönt, dass nicht nur die Geographie und die Umweltwissenschaften, sondern alle Humanwissenschaften vom Problem der Dichotomie von Natur und Kultur betroffen sind. Das Problem liegt nicht an der Unterscheidung an sich, sondern nur daran, dass für sie absolute Geltung beansprucht wurde. Sie wurde nicht als Lösung zu einem Problem verstanden, zu der es vielleicht Alternativen bzw. funktionale Äquivalente geben könnte. Es wurde nicht gefragt, was vor der Unterscheidung von Natur und Kultur liegt, und welche Gründe für diese Unterscheidung sprechen (und welche für andere). Fast für alles, was wir modernen Menschen tun und praktisch für alle Weisen, in denen wir Modernen über menschliche Tätig-

keiten und andere Ereignisse in der Welt sprechen, ist diese Unterscheidung relevant geworden. Aber was immer wir tun, ob es nun ökonomische, künstlerische, physische oder kommunikative Tätigkeiten sind, es sind immer körperliche, kulturelle und ökologische Ereignisse oder zumindest Voraussetzungen involviert. Wohin wir auch blicken, früher oder später blicken wir immer über den Graben zwischen Natur und Kultur. Dafür, dies anzuerkennen und die methodologischen Konsequenzen daraus zu ziehen, plädiert dieses Buch.

Mit diesem Anliegen siedle ich mich freilich im Grenzbereich von Human-geographie und Umweltsozialwissenschaften auf der einen und von Philosophie (insbesondere Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie) auf der anderen Seite an. Ich befinde mich damit zwar nicht gerade in einem Niemandsland, denn es bewegen sich auch andere Gestalten in dieser Grauzone akademischer Arbeits- und Prestigeteilung. Aber hier meine Schaffenskraft zu entfalten, provoziert doch immer wieder die Frage der Zugehörigkeit. Wenn etwas die Geographinnen und Geographen vereint, dann die Frage: „Ist denn das noch Geographie, was Sie da machen?“ Ich habe unzählige solcher Initiationsriten über mich ergehen lassen müssen. Auch die andere Seite empfängt mich liebevoll, immerhin mit aufmunternder Ironie: „Ihre Arbeit ist schon fast philosophisch!“

Ich bekenne freimütig, dass ich mir nie ernsthaft Gedanken über meine Zugehörigkeit zu einer Disziplin gemacht habe. Ich habe auch nicht im Sinn, es jemals nachzuholen. Denn für mich umfasst wissenschaftliches Arbeiten die Verpflichtung, dass sich die scientific community über die Grundlagen und Konsequenzen ihrer Arbeit kritisch Rechenschaft ablegt. Ich verstehe die Wissenschaft als reflexives Projekt der (im weiteren Sinne) modernen Kultur. Deshalb ist es für mich selbstverständlich, dass ich als Geograph empirische und methodologische Beiträge zu anderen Lehr- und Forschungsbereichen, wie z. B. zu den Umweltwissenschaften, leisten darf. Ebenso selbstverständlich führe ich Tätigkeiten aus, die typischerweise Philosophinnen und Philosophen für sich in Anspruch nehmen – Denken beispielsweise. Ich bin mir bewusst, dass Grenzgänger riskant leben, dass ein Go-between bei ordnungsliebenden Menschen die Frage nach der Kompetenz provoziert. Als ob Kompetenz eine Frage von Schürfrechten wäre!

Dem Denken in Territorien, dem Denken in Gefäßen sagt diese Arbeit den Kampf an. In der konsequent durchgehaltenen Absage an transzendente (will heißen: gottgegebene) Kategorien sehe ich auch den entscheidenden

Unterschied zwischen modernen und a-modernen (synonym: nicht-modernen) Ansätzen. Denkt man die A-moderne hinreichend abstrakt, nämlich als eine Position, die a priori ohne transzendente Apriori auszukommen versucht (Vgl. Zierhofer 2000), dann lässt sie sich als eine Fortführung des durchaus modernen Anliegens, alles zu hinterfragen und alles zu begründen, begreifen. Sie erscheint dann als konsequente Umsetzung eines „nachmetaphysischen Denkens“. Dass das Verhältnis von Natur und Kultur neu gedacht wird, ist nur eine der offensichtlichsten und weitreichendsten Konsequenzen. Eine weitere, vielleicht sehr fruchtbare Konsequenz, ist ihre Offenheit für Kontextualität und wechselseitige Bestimmungsverhältnisse. Dieses „relationale Denken“, wie ich es nennen werde, kommt nicht nur den Ansprüchen postmoderner Vernunftkritik entgegen, sondern umfasst und relativiert dadurch auch das Denken in starren Identitäten, wie es aus der Aristotelischen Logik bekannt ist und den modernen Technologien und Metabolismen zugrunde liegt. Aus diesem Grund knüpfte ich an a-modernes oder relationales Denken die Hoffnung, dazu beitragen zu können, die Probleme der Moderne durch jene einer zukünftigen A-moderne zu ersetzen. Darin sehe ich die Chance, zu ethisch akzeptableren Lebensweisen zu finden. Doch wie immer müssen wir damit rechnen, dass auch diese Chance weitgehend vertan werden wird. Das spricht allerdings nicht gegen den Versuch, sie wahrzunehmen!

Wolfgang Zierhofer

Nijmegen, November 2001

Dank

Diese Arbeit wurde als Forschungsprojekt Nr. 12-45826.95 „Sozialgeographie, Humanökologie und die öko-philosophische Herausforderung der Handlungstheorie“ vom Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung finanziell unterstützt. Dieter Steiner, Peter Ulrich und Markus Huppenbauer sind als Haupt- und Mitantragsteller mit ihren Namen für dieses Vorhaben eingestanden. Sie haben mir damit eine ebenso spannende wie lehrreiche Zeit ermöglicht. Ich fühle mich Ihnen in Dankbarkeit verbunden.

Paul Messerli, Peter Weichhart, Huib Ernste und Hans-Dietrich Schultz haben mir Möglichkeiten geboten, Teile dieser Arbeit im Rahmen von Kol-

loquien und Workshops zu diskutieren und der Kritik eines allgemeinen geographischen Publikums auszusetzen. Viele meiner Gedanken wurden durch intensive e-mail-Diskussionen mit Hannes Dingler und Bruno Latour geschärft. Kürzere und längere Kommentare zu einer ersten Fassung habe ich von Sybille Bauriedl, Hannes Dingler, Markus Huppenbauer, Verena Meier, Peter Ulrich, Hans-Dietrich Schultz und Dieter Steiner erhalten. Beim Korrekturlesen wurde ich (einmal mehr!) von Dieter Steiner und Franz Zierhofer unterstützt. Ihnen allen, einem anonymen Gutachter, dessen Anmerkungen für die Endfassung äußerst hilfreich waren, sowie den vielen nicht namentlich erwähnten Diskussionspartnerinnen und -Partnern sei hiermit herzlich gedankt!